

Von deutscher Bergmannsdichtung

III: Bergmannsdichter der Gegenwart

Wenn wir noch einmal der Generationseinteilung des Grazer Bibliothekars Friedrich G. Kürbisch folgen, so wurde nach seiner Darstellung die Generation der „Vollender“ von den „Suchern“, geboren zwischen 1900 und 1910, die „Sucher“ von den „Getriebenen“, geboren zwischen 1910 und 1920, und diese schließlich von den „Erfüllern“, geboren nach 1920, abgelöst.

Obschon bereits 1896 in der Nähe von Oppeln/Oberschlesien geboren, ist Hans Niekrawietz, der recht verschiedene Berufe ausübte und auch die Not der Arbeitslosigkeit am eigenen Leib erfuhr, ein „Sucher“ von Format. Zwar hat er nie selbst in einem Bergwerk gearbeitet, doch: „Das Schicksal namentlich des Grubenkumpels ließ mich nicht mehr los“¹, sagt er von sich. Schon 1934 erschien, als sein vierter Gedichtband, seine Sammlung „Bauern- und Bergmannsgesänge“.

Man hat diesen Poeten den „Odersänger“ genannt. In der Tat hat er diesem Strom ein einmaliges dichterisches Denkmal gesetzt. „Der Wind weht von der Oder“ ist der Titel seines bekannten Romans, der 1959 im Herder-Verlag in Freiburg erschien. Von literarisch beachtlichem Wert sind gleichfalls seine Gedichte aus der bergmännischen Arbeitswelt, in denen sich Niekrawietz zum Fürsprecher der Bergleute macht. Bewußt verzichtet er dabei auf Formexperimente. Die Reinheit der bergmännischen Berufssprache ist ihm ehernes Gesetz.

Vor Ort

Und wir neigen
bloßen Leibes Rumpf und Rücken.
Und wir bücken
uns noch tiefer in das Schweigen.
Abwärts, Kameraden,
sinken wir noch oft, bevor wir steigen.

Alle Mann vor Ort!
Keilt die Haue wuchtend ins Gestein!
Keilt mit ihr das Wort
„Freiheit“ in den Berg hinein!
Freiheit, euch zu eigen,
unverfälscht und immerfort.
Euch zu eigen —
widerhallt die aufgewühlte Erde —
und mit staunender Gebärde
lauschen wir und schweigen.
Abwärts Kameraden,
sinken wir noch oft, bevor wir steigen.

Der Fünfundsiebzigjährige lebt heute in der schlesischen Künstlerkolonie in Wangen im Allgäu. Wenn in seinem Schaffen auch die Lyrik völlig fehlt, verdient es der 1900 geborene Bruno Gluchowski gleichwohl, vollwertig neben Niekrawietz gestellt zu werden. Der Westdeutsche Rundfunk sendete 1954 als Hörspiel sein bereits 1937 geschriebenes Bergmannsdrama „Der Durchbruch“. Das Stück schlug laut Presseberichten „wie eine Bombe ein“ und ließ Bergmannsdichtung über Nacht wieder aktuell werden. Dabei hatte dieser „Altmeister der Dortmunder Gruppe 61“, der schon 1919 Bergmann geworden war, bereits 1931 mit seinem Bergmannsroman „Menschen im Schoß der Erde“ ähnliches Aufsehen erregt. Hier war und ist ein Autor am Werk, der die Menschen und Dinge, die er beschreibt, auch wirklich kennt und die Erzählkunst in hohem Maße beherrscht.

Sein bisher umfangreichstes Werk, sein Roman „Der Honigkotten“, der 1965 im Paulus-Verlag Recklinghausen erschien, schildert das Schicksal einer Bergarbeiterfamilie durch mehrere Generationen hindurch. Nahezu hundert ähnlich packender meisterlicher Kurzerzählungen und ein neuer Roman, „Blutiger Stahl“, der in der Gegenwart spielt und Ende 1970 erschien, runden das Schaffen dieses sympathischen Mannes ab, der von sich sagt: „Als Fünfzigjähriger bin ich noch einmal in den

Pütt zurückgekehrt zwecks Erlangung der Zugsgenehmigung für die Westzone, war einige Jahre (wieder) Hauer unter Tage, danach Sozialangestellter“.² Heute lebt der Einundsiebzigjährige als Rentner in Dortmund.

Wie kein anderer hat Gluchowski die zeitgemäßen Maßstäbe für eine prosaische Gegenwartsbewältigung der Bergbauthematik gesetzt. Immer offen für jede soziale Problematik, verfällt der große Menschenfreund und -kenner niemals einseitiger Negation. Die Sympathie, die er in der deutschen Bergarbeiterschaft genießt, beweist uns, wie sehr dieser „Sucher“ auf dem rechten Weg ist.

Neben dem Oberschlesier Niekrawietz sei der 1904 gleichfalls dort (in Heydebreck) geborene und heute in Linz als Bibliothekar lebende Lyriker Gerhart Baron genannt, der mit seinen zahlreichen Publikationen Heimat- und Bergmannsdichtung bereichert

hat. Nicht unerwähnt seien der 1904 in Merseburg geborene Volksschullehrer Walter Bauer, der Deutschland 1953 verließ und seither in Toronto in Kanada lebt, und Hans Dohrenbusch, 1904 in Köln geboren, der 1933 in die Schweiz flüchten mußte. 1945 kam Dohrenbusch nach Deutschland zurück und wurde Redakteur der DGB-Jugendzeitung „Aufwärts“. Beide Autoren haben entweder in Romanen, Erzählungen, Hörspielen und Essays, wie Walter Bauer, oder in ihrem betont lyrischen Schaffen, wie Hans Dohrenbusch, die deutsche Bergmannsdichtung mit vielen trefflichen Aussagen erweitert, ohne selbst Bergmann gewesen zu sein.

Eine Einzelgängerrolle kommt im Kreis dieser Generation dem 1901 in Essen-Karnap geborenen Bergmannssohn Ewald Rolf zu, der, gleichfalls Bergmann, Bergschulabsolvent wurde, aus gesundheitlichen Gründen jedoch das Leder mit der Feder

Das umgekehrte Bergmannsalphabet

„Zubuße“ stand im Anbeginn,
und so beginn' auch umgedreht
mit ebensolchem Ungewinn
das große Bergmannsalphabet.

Vom „Wetterschacht“ dringt ein die Luft,
der Lunge Labsal, wenn der Schacht
wie eine riesenhafte Gruft
das Herz bedrängt in Not und Nacht.

„Verwerfungen“ begegnest du
und siehst, ein schwacher Menschenzwerg,
tektonischen Gebilden zu
im ruhelosen Kohlenberg.

Wir „unter Tage“ stehen stumm,
selbst wie verworfen und verbannt,
wohl unter manchem Hangend-Trumm,
mit allen Fasern angespannt.

Der „Tote Mann“ im Hintergrund,
den prallen Kohlenbauch geleert,
nun gähnt er aus versteintem Mund
und wird von niemand mehr begehrt.

Den „Streb“ derweil, das Erdgedärm,
das bis zur nächsten Sohle fällt,
erfüllt ein wüster Höllenlärm,
es schüttelrutscht und tost und bellt.

Die „Stempel“ wimmern, Staub verhüllt
der Grubenlampen grellen Schein,
indes der Preßlufthammer brüllt
und talwärts donnert das Gestein.

Von „Silikose“ längst geplagt
kann nur ein alter Hauer sein,
der sich noch nie deshalb beklagt —
ihm lächelt brüderlich Freund Hein.

Und wie man einen Stempel „raubt“,
so trägt der Tod ihn nun empor,
den Kumpel, der ans Licht geglaubt
und sich in Dunkelheit verlor.

Im „Querschlag“ huscht ein Schatten hin —
wer ihm begegnet ist, erbebt
und schlägt ein Kreuz um Stirn und Kinn
und spürt, daß noch der Berggeist lebt . . .

„Ausbeute“ heißt das letzte Wort
und starrt mit gierigem Gesicht.
Der staubgeschwärmte Mann vor Ort,
er bückt sich wohl, doch beugt sich nicht. —

„Pochhammer“ hieß ein finst'rer Schacht,
und was der Mensch darin erklopft,
ist über Tag als Licht erwacht
und nicht in Finsternis vertropft.

Und dies Vor „Ort“ ist jenes Wort,
das wie Befehl im Munde rollt
und ist der männlichste Akkord
im Kampfe um das schwarze Gold.

Der Kohlenflöze „Mächtigkeit“
bezwingt der Wille und der Geist,
der heute wie vor grauer Zeit
den tiefen Berg bezwingen heißt.

Vom „Liegenden“ zum Hangenden
erscheint es wie ein alphaft Traum;
und doch sieht keinen Bangenden
der staubverhüllte enge Raum.

Es zittert nicht des Knappen Faust,
nur seine Stirn bedeckt der Schweiß.
Der Kohlenhobel zischt und braust
und rattert wild und rennt sich heiß.

Die „Hunde“ lärmen jäh herbei
und knirschen wie in Zorn und Wut,
und irgendwo verhallt ein Schrei
und läßt erstarren Kraft und Mut.

„Glückauf!“ — im Strebloch hört man nicht
den schönen alten Bergmannsgruß,
der voller Wunsch nach Sonnenlicht
das Herz erhebt aus Staub und Ruß.

Vom „Flöz“ bis hoch zum Förderturm
gewinnt das Wunschwort hohen Sinn
und weht wie ein erlöster Sturm
zum goldnen Schein des Tages hin.

„Concordia“, so hieß daheim
im Osten noch ein Kohlenberg.
Concordia, welch Klang und Reim
zur Eintracht und zum Bruderwerk!

Noch immer tönt's im „Berg“ Glückauf
das Losungswort, es ruft hinab
und steigt erneut zum Licht hinauf
und triumphiert noch übers Grab.

Hans Niekrawitz

vertauschen mußte. Er lebt heute als Rentner in Gladbeck unweit der Zeche, auf der er zuletzt tätig war. Rolf schrieb Gedichte und Hunderte von Erzählungen, die ihm heute immer noch gerne abgenommen und gedruckt werden, da er die seltene Gabe echten Humors besitzt. Ihm liegt es vor allem daran, jenen Bereich des Bergmannslebens zu füllen, wo sich der müde Kumpel entspannen möchte. Als lebenslanger Freund Otto Wohlgemuths hat uns Ewald Rolf eine Anzahl Aussagen geschenkt, die literarisches Format besitzen. Großer Ehrgeiz ist diesem gütigen und liebevollen Maler und Darsteller der kleinen Dinge fremd.

Echte Bergmannsdichter darf man auch den 1907 bei Paderborn geborenen Johann Sinne und seinen Hauerkollegen Emil Smirnow nennen, der 1902 in Eckertsdorf/Ostpreußen das Licht der Welt erblickte. Beide stießen zum Ruhrbergbau, wo sie das Bergmannshandwerk von der Pike auf erlernten. Sinne lebt heute in Kamp-Lintfort, Smirnow als Berginvalide in Erkenschwick. Ihre Verse sind aus dem Eigenerleben heraus gestaltet und spiegeln ein tendenzfreies bergmännisches Bewußtsein wider. Smirnows „Lied vom Preßlufthammer“ zum Beispiel ist schon von seinem Rhythmus her ein wohlgeklungenes „Arbeitslied“, in dem der Arbeitstakt so packend eingefangen wird, wie das nur noch Engelke oder Josef Winckler gelang.

Was wäre diese Generation der Sucher, die recht häufig fündig wurde, ohne jenen Mann, der systematisch mit der Idee von der „Heimatgewinnung“ jenen Ruhrgebiets-Sanierungsprozeß ansteuerte, der inzwischen zur fundamentalen Erkenntnis vieler verantwortlicher Männer geworden ist, Walter Vollmer. Als Lehrerssohn 1903 in Dortmund-Westrich geboren, machte er 1922 sein Abitur, arbeitete als Bauhandwerker, fuhr vier Jahre lang auf verschiedenen Zechen des Reviers an, besuchte die Bergakademie in Clausthal, setzte sein Studium in Leipzig und Münster (Theologie) fort, wurde dann freier Schriftsteller, fungierte seit 1952 als Regierungs-Presse-Referent in Arnsberg, wo er 1965 verstarb. Schon die gedrängte Aufzählung seines Werdegangs weist das „Suchertum“ auf. Seine wichtigsten literarischen Werke: „Das Rufen im Schacht — ein Notbuch“, Mönchengladbach 1926, „Die Schenke zur ewigen Liebe“, Roman aus der Arbeitswelt des Ruhrgebiets, Berlin 1935, „Die Pöttersleute“, Roman, Berlin 1940.

Ungezählt sind seine sonstigen Publikationen, seine Aufsätze, Essays, seine literarischen Betrachtungen, wissenschaftlichen Ausarbeitungen, die wie seine



Hauptwerke um die Heimat der Menschen an Ruhr und Niederrhein kreisen.

„Wir Menschen schufen das feuerflammende Reich der Hochöfen. Wir erdachten die mathematischen Welten der Maschinen. Wir bauten Städte und Vorstädte, gruben Kanäle aus, legten Schienen durchs Land, teuften die Schächte ab und taten dieses und jenes, was uns wichtig zu sein schien. Sollten wir vor der Aufgabe verzagen, die wir uns schuldig sind: Den ‚Kohlenpott‘ zu streichen und unsere Ruhrlandheimat dafür einzusetzen? Wir kennen dieses Ziel. Wüßten wir nur erst, wie wir es erreichen werden! Aber behalten wir im volkreichen, vielgesichtigen Westen nur Arbeit und Brot, wird sich zur rechten Zeit auch das noch finden! Und jeder, der uns helfen will, soll uns willkommen sein!“³ Das schrieb Walter Vollmer 1952.

Der durch den Krieg dezimierten Generation der Getriebenen, zu der auch der Autor dieser Ausarbeitung zählt, blieb es wie anderen Zwischengenerationen vorbehalten, etwas wie einen geistigen Brückenschlag zwischen Alt und Neu zu erstellen.

Als sich 1961 die „Dortmunder Gruppe“ bildete, hatte eines ihrer Gründungsmitglieder, der Bergmann Willy Bartock, schon fünf Jahre vorher ein erstes Nachkriegstreffen von Bergmannsdichtern in Walsum und Dinslaken veranstaltet, um „eine neue Grundlage für ein neues Schaffen zu finden“⁴. Zwar wurde diese Grundlage nicht gefunden. Aber auch der „Dortmunder Gruppe“ gelang es trotz eines genau formulierten Programms nicht, ihre vermeintlich neue Grundlage — für alle Gegenwartsaussagen aus der Arbeitswelt verbindlich — durchzusetzen. Das trifft besonders auf die Bergmannsdichtung zu. Berufsdichtung ist nicht a priori schlecht, weil sie nur Berufsdichtung ist. Eine sozialkritische Aussage

darf um der Sozialkritik willen, die unangenehm sein kann, nicht abgewertet werden.

Die für die Bergmannsdichtung entscheidenden Wertungsmerkmale liegen in jenen Normen, in denen Otto Wohlgemuth seine Meisterschaft bewies.

Das gilt auch für die Beurteilung des bisherigen Schaffens von Willy Bartock, der 1915 in Duisburg-Hamborn geboren wurde. Nach der kaufmännischen Lehre, nach Tätigkeiten als Kokereiarbeiter, Probennehmer und Markscheidergehilfe, leitet er seit 1950 die „Kulturelle Bergmannsbetreuung“ der Zeche Walsum. Schon 1953 erschien sein erster Gedichtband „Bunt blüht das Jahr in unserem kleinen Garten“. Ihm folgten viele neue Gedichte, das Jugendspiel „Der Müller und der Wassermann“, 1956, das chorische Spiel „7 Lichter für St. Barbara“, 1957, und der Band „Neue Industriedichtung“, 1965. Ihm verdanken wir auch folgende Aussage, die beweisen mag, wie dieser Dichter den Zusammenhang zwischen der Berufs- und Umgangssprache der Bergleute sieht:

Kumpelsprache

Ihre Sprache, die sie sparsam sprechen,
ist dem Tun des Tages nah verwandt:
so, als müßten sie die Worte brechen
wie die Kohlen aus der schwarzen Wand.

Und sie poltern über ihre Lippen
wie die harten Knabbel auf das Band;
fallen wohl — wie Brocken von den Schippen —
ungewollt auch von des Mundes Rand.

Schlägt jedoch des Zornes heiße Flamme
lodernd mit den Worten aus dem Mund,
schmerzen sie wie eine böse Schramme,
schlagen sie mit scharfen Kanten wund.

Doch zuweilen strömt aus ihren Lauten
eine warme, helle, gute Kraft,
wie die Schätze, die sich drunten stauten
in der Kohle: Licht und Leidenschaft.

Wenn sie abends mit dem Mädchen gehen,
dem ihr Herz unteilbar angehört —
wenn sie eine schöne Blume sehen —
wenn ein Sternenhimmel sie betört —

wenn sie trösten in der schwersten Stunde
liebepoll die Frau, die tapfer ringt —
strömt es hell aus ihrem harten Munde
wie ein Quell, der aus den Steinen singt.

Einer Frau blieb es vorbehalten, die bisher modernsten und avantgardistischsten Aussagen in der Bergmannsdichtung zu schaffen: Hildegard Wohlgemuth, die mit Otto Wohlgemuth nur den Nachnamen gemeinsam hat. 1917 in Wanne-Eickel geboren, wurde die talentierte Handelsschülerin schon bald Schulhelferin. Später heiratete sie nach Ostpreußen, 1945 floh sie nach Schleswig-Holstein. Von dort kam sie ins Rheinland zurück; heute ist sie in Siegburg mit

einem Landmesser verheiratet. Ihr Sohn war lange Zeit Bergmann. Wie Willy Bartock gehört sie zu den Gründungsmitgliedern der „Dortmunder Gruppe“. 1965 erschien ihr erster Gedichtband „Neue Industriedichtung“. Neben Lyrik schreibt sie auch Prosa und publizierte in vielen Zeitungen und Zeitschriften.

Was Ingeborg Bachmann an bester, wertfreier Poetik gelang, stellt Hildegard Wohlgemuth gleichermaßen geschliffen und gekonnt als religiös-gebundene sozialkritische Aussage zur Diskussion. Niemals will sie nur Feinkost bieten, einem Kenner den Feierabend füllen; das Gegenteil ist der Fall. Sie fordert immer heraus, attackiert mit Charme und weiblicher List: „Wir stören? Das ist unsere Absicht!“. Und verzaubert dabei Sprache und Leser. Eines ihrer Gedichte soll einen Eindruck von ihrer Könnerschaft vermitteln:

Die Halden starren

Die Halden starren uns entgegen,
erloschene Köpfe, schädelkahl,
die hinter ihren Stirnen hegen
der Erde großes Feuermal.

Bewegungslose Aschenpole,
von Leidenschaften dumpf umraucht.
Noch schwelt in der Jahrtausendsohle
die Schöpfungsflamme ungebraucht.

Zum Lebensfunken umgeschmiedet
wird sie verwandelt und gesprengt.
Hier ist das Morgenrot ermüdet
vom Wagnisfeuer, schweißgetränkt.

Ein graues Muttermal der Erde,
so schaut die Halde unbewegt
in dieses heiße Stirb und Werde,
das unser aller Antlitz prägt.

Besondere Beachtung als Angehöriger dieser vom Krieg dezimierten Generation der Getriebenen verdient der am 3. Oktober 1917 in Soest geborene, väterlicherseits aus einem schlesischen Geschlecht





◀ Willy Bartock

stammende Erwin Sylvanus. Durch seinen Großvater mütterlicherseits, der als Hauer auf einer Dortmunder Zeche tätig war, erhielt er Kontakt zum Ruhrbergbau. Seit dem Ende des letzten Krieges, den er schwer verwundet überlebte, hat Sylvanus in Völlinghausen, am Rande des Arnsberger Waldes und in der Nähe des Ruhrreviers, seine Heimat gefunden. So ist es nicht verwunderlich, daß er auch in seinem künstlerischen Schaffen der industriellen Arbeitswelt immer recht nahe steht.

Erschrieb zahlreiche Bühnenstücke. Sein bekanntestes ist das Drama „Korczak und die Kinder“, das 1957 uraufgeführt, in elf Sprachen übersetzt wurde und in fünfzehn Ländern mehr als achtzig Aufführungen erlebte.

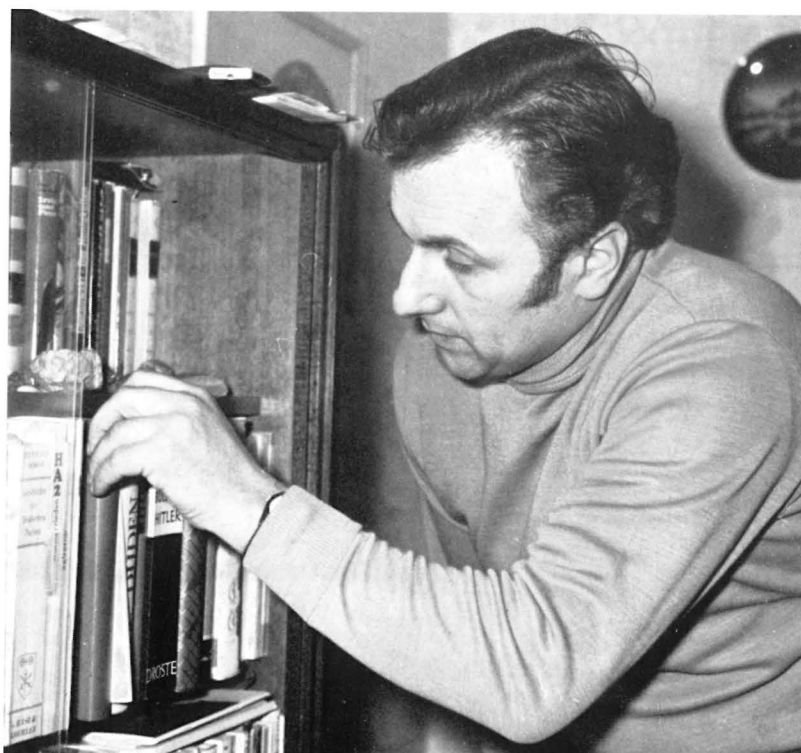
Die Fernseharbeiten und -collagen des freien Schriftstellers Sylvanus, so „Der fünfzigste Geburtstag“, 1961, „Kafka und Prag“, 1963, „Die Kinder von Theresienstadt heute“, 1965, „Der Rabbi“, 1966, und seine Hörspiele „Die nämliche Tat“ und „Durchlöcherter Rinde“ — um nur einige zu nennen — bezeugen die Vielseitigkeit und das Können dieses Autors, der auch die Welt des Bergbaus, wo immer er ihr in seinem Schaffen begegnet, gleichermaßen erlebnisreich und ohne Schönfärberei zu gestalten und zu reflektieren weiß. Auf Anregung der „Vereinigung der Freunde von Kunst und Kultur im Bergbau e.V.“ schrieb er 1956 das Brauchtumsspiel „Das St.-Barbara-Spiel der Bergleute“, das von zahlreichen Laienspielgruppen immer gerne aufgeführt wird.

Mit dem Grubenschlosser Günter Westerhoff, geboren 1923, dem kaufmännischen Angestellten Heinz Kusters, geboren 1924, dem aus Beuthen

stammenden Untertage-Bergmann und späteren Angestellten Georg Boresch, geboren 1925, dem langjährigen Grubenlokomotivführer unter Tage und jetzigen freien Schriftsteller Max von der Grün, geboren 1926, dem Grubensteiger Bruno Leon, geboren 1927, dem Hauer Kurt Küther, geboren 1929, und dem Kokereiarbeiter Richard Limpert, geboren 1922, trat die Generation der „Erfüller“ auf den Plan. Westerhoff, Kusters und von der Grün gehören zu den Gründungsmitgliedern der „Dortmunder Gruppe“, Leon und Küther stießen später hinzu.

Alle begannen ihre schriftstellerische Tätigkeit zunächst mit Gedichten, einige blieben bis heute dabei, während Max von der Grün schon bald die Prosa als das ihm eigentümliche Betätigungsfeld erkannte. Wenn das Bemühen zumindest einiger der Genannten nur Episode blieb, so bei Boresch, Kusters und Westerhoff, sollen sie doch um des Wertes ihrer Aussagen willen kurz vorgestellt werden. Vor allem gelang es den beiden Letztgenannten, eine eigene lyrische Sprache zu finden. Heinz Kusters brillierte mit seinen bündigen, oft nur zwei-strophigen glasklaren Kurzgedichten, während der Grubenschlosser Günter Westerhoff in einer sehr persönlichen und eigenwilligen Entwicklung fast die Geburt eines „Gegenwarts-Expressionismus“ zustande brachte. Dazwischen steht der Grubensteiger Bruno Leon, der hart an sich weiterarbeiten muß, um über seine guten Ansätze hinaus zu einer eigenen lyrischen Form zu gelangen.

Eine eigene Form weist der Bottroper Kurt Küther auf, der seit 1948 im Bergbau als Schlepper, Lehrhauer und Hauer tätig war, 1969 die Sozialakademie in Dortmund besuchte und seit April 1971 als technischer Angestellter bei der Betriebswirtschaftsstelle



◀ Richard Limpert

▶ Kurt Küther

der Zeche Nordstern tätig ist. Er hat hart an sich gearbeitet. So haben seine Aussagen nicht nur an Zahl, sondern auch an Qualität gewonnen. Mit Otto Wohlgemuth ist er sich in der Notwendigkeit der Beherrschung der bergmännischen Berufssprache einig. Mit ihm verbindet den aktiven Gewerkschaftsfunktionär aber auch der Geist der Duldsamkeit und des Wissens um das Vorprogrammiertsein jeder lebenden Generation. Ein Neues ist nur dann von Dauer, wenn es organisch erwächst. Diese Einsicht hindert jedoch Kurt Küther in keiner Weise daran, Mißstände im Bergbau beim rechten Namen zu nennen. Oft tut er das mit frappierender Schlichtheit und ebenso großer Überzeugungskraft:

Im Betrieb

Ich ziehe die Gesellschaftsjacke aus,
streife den Betriebsrock über,
bin nicht mehr Ehemann und Vater:
Hinter der Stempeluhr
gilt ein anderes Gesetz.
Doch ich erinnere mich:
Grundgesetz, Artikel Eins:
„Die Würde des Menschen ist unantastbar . . .“

Das ist hier die Frage.

Kompakter als Küther stellt der in Gelsenkirchen geborene Zechenmaschinist und Kokereiarbeiter Richard Limpert die gesellschaftspolitische Notwendigkeit einer Wandlung in den Vordergrund seiner Aussagen. Doch hütet auch er sich vor bloßer Wortakrobatik, einer Unbehagensäußerung „nur mal so“, wie wir sie leider bei von der Grün kennen.

Heinrich Kämpchen hat es Limpert angetan, wobei er es liebt, sich der drastischen Ausdrucksmöglichkeiten der einheimischen Kumpelsprache zu bedienen. Limpert lebt, was er dichtet. Das folgende Beispiel trägt autobiographische Züge:

▼ Foto von einer Autoren-Tagung in Essen, 1966: Günter Westerhoff, Bruno Leon, Josef Büscher, Willy Bartock, Heinz Kisters, Ewald Rolf, Kurt Küther, Walter Köpping und Engelbert Lubos, von links nach rechts

Bergarbeiterhände

Am Morgen
umklammern die Hände
den Preßlufthammer.
Der Hammer dröhnt:
„Durch Arbeit leben!“

Am Nachmittag
tragen die Hände
ein Protestplakat.
Das Plakat schreit:
„Wir wollen Sicherheit!“

Am Abend
halten die Hände
ein Buch.
Das Buch sagt:
„Denke! Verändere!
Durch Wissen zur Tat!“

Geboren am 25. Mai 1926 in Bayreuth, besuchte Max von der Grün nach der Volksschule die Oberschule und Handelsschule und absolvierte anschließend eine kaufmännische Lehre bei der Porzellanfabrik Rosenthal in Selb/Oberfranken. Als Fallschirmjäger geriet der Achtzehnjährige in amerikanische Kriegsgefangenschaft, aus der er 1947 entlassen wurde. Nach kurzer Tätigkeit im Baugewerbe kam er 1951 ins Ruhrgebiet, wurde Bergmann unter Tage und war bis 1964 Grubenlokomotivführer. Seither nennt er sich „freier Schriftsteller“ und wohnt in Dortmund.

Nach der Publikation einzelner Gedichte veröffentlichte von der Grün 1962 seinen Erstlingsroman „Männer in zweifacher Nacht“, der sehr plastisch einen Strebruch schildert, durch den ein bergereffahrener Hauer und sein Kumpel, ein Theologiestudent, eingeschlossen werden. Nach qualvoller „zweifacher Nacht“, der Bergnacht und jener, die sich die beiden Eingeschlossenen aufgrund ihrer sehr unterschiedlichen Charaktere und Ansichten selbst bereiten, werden sie von ihren Arbeitskameraden befreit. Dieser Erstling ließ bei leider unterlassener notwendiger Korrektur eines bergkundigen und -er-



fahrenen Kritikers mit Recht einen neuen Bergmannsautor von Format erwarten. Selbst von der Grüns sozialkritische Anklänge fügten sich keinesfalls störend dem Ganzen ein.

Doch diese Erwartung zerschlug sich jäh mit von der Grüns zweitem Roman „Irrlicht und Feuer“, der 1963 erschien und sogleich zu einer Klage der Firma Gewerkschaft Eisenhütte Westfalia, Lünen, führte, die in der Darstellung des Autors, in der ein von ihr gefertigter Panzerförderer eine recht unheilvolle Rolle spielt, eine Geschäftsschädigung erblickte. Angeklagt war auch der Verleger des Buches, Dr. Bitter, der dem damaligen Paulus-Verlag vorstand. Die Klage der Firma wurde abgewiesen. Dem Autor billigte man dichterische Freiheit und das Recht auch zu einer solchen Darstellung zu. Der Prozeß und die Berichterstattung in einem Teil der Presse katalysierten mit einem Schlag diesen Roman nicht nur ins Rampenlicht der Öffentlichkeit. Von der Grün selbst triumphtierte 1966: „Übersetzt in 14 Sprachen in Ost und West, Illustrierten-Abdruck, Fernsehrechte erworben, Hamburg, Berlin-Adlershof, Deutscher Fernsehfunk Ost dreht zur Zeit, Premiere August 1966, einen zweiteiligen Fernsehfilm. In Buchgemeinschaften (Büchergilde Gutenberg Frankfurt, Buchclub 65 Ostberlin); Rowohlt-Taschenbuch erscheint im Herbst.“⁵

Mit diesem Roman, der aus der Ich-Erzählung des Bergmanns Jürgen Fohrmann abrupt in die dritte Person springt und in seinem größeren Part außerhalb des Bergbaus spielt, beendet Autor von der Grün seine direkt dem Bergbau zugewandte schriftstellerische Tätigkeit. Zwar kommt er auch in seinem dritten Band „Fahrtunterbrechung“, der 1965 in der Europäischen Verlagsanstalt erschien, in Einzelerzählungen gelegentlich auf den Bergbau zu sprechen. Doch hier und wie in seinen Hör- und Fernsehspielen nachher bleibt der Bergbau nurmehr „Episode“, „Übergangsstadium“, „Gastarbeiterdasein“, aus dem, wer kann, sich umgehend zu befreien versucht. Wer in ihm bleiben muß, der stirbt daran.

Wenn die schärfste Kritik dieser Art von-der-Grünscher Bergmannsdichtung bisher ausgerechnet von Walter Köpping und der IGBE-Presse kommt, mag das für sich sprechen. Wir können nur bedauern, daß ein begabter und sicherlich auch mutiger Autor hier offenbar einer Erfolgs-Fata-Morgana erlegen ist, die weder der Sache, noch seiner Person und noch der „Dortmunder Gruppe“ von Nutzen war. Nomen est omen behauptet ein lateinisches Sprichwort. Fast scheint ihm der Titel „Irrlicht und Feuer“ Recht zu geben.

Als freier Journalist und Schriftsteller, dem die Dortmunder Gruppe 61 neben Günter Wallraff, F. C.

Delius und Erwin Sylvanus ihr neues Gruppenprogramm (1971) verdankt, ist Josef Reding, geboren am 20. März 1929 in Castrop-Rauxel, zu nennen. Nach dem Studium der Germanistik, Anglistik und Psychologie in Münster und Champaigne (USA), wo er demonstrativ mit Negern zusammenlebte und an ihren Kämpfen um die Gleichberechtigung teilnahm, bereiste Reding wiederholt Hungergebiete, Lepraviertel und Elendszonen in Afrika, Indien, Lateinamerika und dem Fernen Osten, um darüber zu schreiben. Dortmund, die größte Stadt des Ruhrreviers, ist ihm bis heute Wahlheimat geblieben, hier lebt und verfaßt er seine vornehmlich sozialkritischen Bücher und Beiträge für Presse, Funk und Fernsehen.

Seit seiner ersten Buchveröffentlichung 1952 erhielt er unter anderem den Förderpreis der Droste-Stiftung, den Preis für junge Literatur des Landes Nordrhein-Westfalen und den Rompreis Villa Massimo. Seine Bücher haben inzwischen eine Auflage von mehr als einer halben Million erreicht. Wir nennen nur einige Titel: „Nennt mich nicht Nigger“ (Kurzgeschichten, 1957), „Wer betet für Judas?“ (Kurzgeschichten, 1959), „Allein in Babylon“ (Kurzgeschichten, 1961), „Papierschiffe gegen den Strom“ (Kurzgeschichten, Hörspiele, Tagebuch und Essays, 1961), in denen sich Reding als Meister der Kurzprosa erweist, denen er Satiren „Josef Redings Erfindungen für die Regierung“, eine Chronik „Friedland“, die gleichzeitig Dokumentation ist, und Tagebücher wie „Reservate des Hungers“ und „Wir lassen ihre Wunden offen“ zur Seite stellt.

Mit dem Bergbau fühlt sich Josef Reding in allen Darstellungen des Ruhrreviers ganz besonders verbunden. Erst zum Ende des vergangenen Jahres schockte sein Bericht die Öffentlichkeit der Bundesrepublik, der auch im Organ der IGBE „Einheit“, Jahrgang 24, Ausgabe 19, abgedruckt wurde und den Titel trägt: „Kumpel und Malocher oder Held der Arbeit? Bild und Zerrbild des Bergmanns.“ Aus ihm zitieren wir den letzten Abschnitt: „Der Bergmann der Zukunft kann auf Bezeichnungen wie ‚Kumpel‘, ‚Malocher‘ oder ‚Held der Arbeit‘ gut verzichten. Diese Bezeichnungen sind belastet. Vielleicht wird der Bergmann von morgen als ‚Bergfachmann‘ oder ‚Abbautechniker‘ geführt. Aber wie er künftig von der Gesellschaft genannt wird, ist für den Bergmann nicht entscheidend. Wichtiger ist ihm, wie er von ihr behandelt wird.“

Daß die Arbeitswelt-Thematik und in ihr der Bereich der Bergmannsdichtung auch von der derzeitigen Sexwelle nicht verschont geblieben ist, mag, wie es die Mehrzahl der Bergleute tut, mit leichtem Schmunzeln als „Tagessensation“ nicht unregistriert bleiben. Das zweifelhafte Vergnügen derartiger Sex-Popularität verdanken wir dem nach zaghaften Ansätzen

plötzlich bekanntgewordenen Erfolgsautor und Grimbergkumpel Hans Henning Claer, 1932 geboren, der in Bergkamen-Weddinghofen zu Hause ist. Schon vor drei Jahren hatte der als Polizist begonnene und zum Hauer umgeschulte Autor dem Verfasser dieser Zeilen sein Romanmanuskript „Schwarz wie die Kohle“, das nach seinen eigenen Worten „in lebensnaher Darstellung Details aus Boxsport, Bergbau und Erotik“ beinhaltet, zur Begutachtung zugesandt. Anfang 1971 gelang es Claer, seinen mehr „Sex-“ als „Kumpelroman“ mit dem reißerischen Titel „Laß jucken Kumpel“ im März Verlag, Frankfurt, gedruckt zu sehen. Und wenn man den Illustrierten glauben darf, ist dieser Porno-Schocker des Hainers Claer wie eine Bombe eingeschlagen.

Die Redaktion des Nachrichtenmagazins „Der Spiegel“ bat Max von der Grün um eine Stellungnahme. Dieser, gleichermaßen Erfolgsautor wie Claer, äußerte sich darauf im „Spiegel“ sehr abwertend, die sexuelle Ideologie mache den Arbeiter zum Hanswurst⁶. Was dagegen Claer von seinem Kritiker von der Grün hält, kann in derselben Ausgabe des Magazins unter anderem nachgelesen werden: „In den Augen seiner Kollegen von der Zeche ‚Grimberg 3/4‘ ist ‚Moppel‘ Claer der erste wahrhaftige Pütt-Berichter. Max von der Grün dagegen, die Galionsfigur der raren bundesrepublikanischen Arbeiter-Autoren, steht ihnen ‚zu oben drüber über uns‘; seine Figuren erscheinen ihnen ‚gar nicht aus dem Leben gegriffen‘, seine Handlungen ‚an den Haaren herbeigezogen‘.“⁷ Nach einem Hinweis des „Spiegel“-Autors auf von der Grüns Besprechung fährt er fort: „Den Verfasser des Kumpelsex-Romans freilich, der einen frischen Erfolg (eine ausverkaufte erste Auflage und einen Filmvertrag mit der Roxy-Film) auf seiner Seite weiß, wird das kaum anfechten, denn schon aus berufsständischen Gründen gilt ihm der Kritiker von der Grün als inkompetent: ‚Der war doch immer nur Lokführer und hat nie einen Streb aus der Nähe gesehen‘.“

Wie wir wissen, hatten gerade die Sensation und der Prozeß um von der Grüns „Panzer“ und seinen „Panzer-Streb“ seine jähe Popularität mitbegründet.

Diese interessante Meinungsäußerung zweier gleich populärer „Sensations“-Autoren dürfen wir wohl ohne weitere Kommentierung belassen.

„Jenseits der Literaturgeschichte“ überschreibt Gottfried Just in der „Süddeutschen Zeitung“⁸ seine Rezension über die „Bottroper Protokolle — Aufgezeichnet von Erika Runge, Vorwort von Martin Walser, edition suhrkamp, 1968“, die wir abschließend mitsamt ihrer Protokollantin betrachten, da hier ein Genre zur Anwendung kommt, von dem noch manches Neue erwartet werden kann.

Die Stilllegung der Bottroper Zeche Möller/Rheinbaben ist das Grundthema dieser Protokolle. Mit einem Tonbandgerät bewaffnet, reiste die junge Journalistin Frau Dr. Erika Runge Ende 1967 in das von der Kohlenkrise bedrohte Ruhrrevier. In Bottrop protokollierte sie, was ein ehemaliger Betriebsratsvorsitzender, ein Pfarrer, eine Hausfrau, ein Beatsänger, der eigentlich Elektriker ist, eine kaufmännische Angestellte und eine Putzfrau zum angegebenen Grundthema munter drauflosmonologisierten. Im Anhang des Buches sind schließlich Auszüge der Reden einer Betriebsversammlung sowie Gesprächsfetzen als Echo auf diese Versammlung abgedruckt. In ihr hatte der Zechenvorstand die Notwendigkeit der Stilllegung der Anlage zu begründen versucht.

Mit diesem neuartigen Genre, dieser „sogenannten Dokumentar-Literatur“ („Die Zeit“)⁹, dieser Unterabteilung „littérature directe“ („FAZ“)¹⁰, das von der Selbstkritik unserer zeitgenössischen Literatur, von der Unlust oder dem Unvermögen vieler Autoren am gekonnten Erzählen realistischer Geschichten profitiert, sind inzwischen bereits etliche Protokollanten zu Wort gekommen.

Dieser Art von aufs Band gesprochener Direkt-Literatur glaubt man die Fähigkeit zuordnen zu können, soziale Realitäten unverstellt zu artikulieren und gleichzeitig auch das „deformierte Bewußtsein“ solcher „Opfer unserer Gesellschaft“ bloßzulegen.

Am 18. Dezember 1968 folgte Erika Runges zweites Protokollwerk als Fernsehfilm im 1. Programm des Deutschen Fernsehens mit dem Titel: „Warum ist Frau B. glücklich?“ Was die Bergmannswitwe B. hier aus ihrem Leben erzählte, hat in der Tat nicht nur die Bergleute interessiert. Und man kann Frau Runge nicht die Gabe absprechen, den Dingen, die ihr vom Inhalt her als wesentlich erscheinen, durch geschicktes Befragen und nicht minder glückliche Auswahl der zu befragenden Personen, zu einer besonders originellen Intensivität zu verhelfen.

So ist es nicht verwunderlich, wenn Erika Runge auch im Programm der Ruhrfestspiele 1971 mit ihrer „Dokumentation“ „Zum Beispiel Bottrop...“ vertreten ist.

Wir möchten mit der Feststellung schließen, daß auch die Bergmannsdichtung der Gegenwart und selbst deren Zugeständnisse an die Mentalität unserer Zeit beweisen, wie sehr Bewahrendes wie Fortschrittliches, Berufsdichtung wie sozialkritische Aussage nebeneinander ihre Berechtigung haben.

Nur sollten das Wissen um diesen Beruf und seine Menschen wie die zu äußernde Sozialkritik gleichermaßen fundiert und wahrhaftig sein. Anders lassen sich die Hauptübel des Industriezeitalters, die menschliche Entfremdung, Entseelung und Vereinsamung am Arbeitsplatz wohl nie in den Griff bekommen.

Nachbemerkung

Von der Schriftleitung des „Anschnitt“ der Vollständigkeit halber als Verfasser dieses Aufsatzes darum gebeten, will ich meine Ausführungen mit folgenden autobiographischen Notizen schließen: Ich wurde am 10. März 1918 in Oberhausen-Sterkrade geboren. Mein Vater war Bergmann, ich das älteste seiner sechs Kinder. Dennoch ermöglichte er mir den Besuch eines Gymnasiums. 1937 machte ich mein Abitur, dem die Einberufungen zum Arbeits- und Wehrdienst folgten. Nach Ablauf der Dienstpflicht brach 1939 der Krieg aus. Nach einer Verwundung, als Angehöriger der Versehrtenstufe Zwei, wurde ich zur Aufnahme des Bergbaustudiums (als Bergbaubeflissener) beurlaubt. Mit Beginn des Rußlandfeldzuges erneute Einberufung und dann wieder Kriegsdienst und Gefangenschaft, aus der ich 1945 entlassen wurde. Die Realisierung meiner Absicht, die Bergakademie zu besuchen, erschien nicht mehr möglich. Ich wurde Lehrhauer und Hauer. Nach eingetretener Grubenuntauglichkeit übernahm mich die Zechenverwaltung als kaufmännischen Angestellten. Seit sieben Jahren arbeite ich in der Stabsstelle der Zeche Nordstern.

Mein Vater war nach fünfzigjähriger Bergbauzugehörigkeit und kurzer Pensionierung an Staublunge verstorben. Alle Geschwister, Brüder und Schwestern, waren zumindest kurze Zeit oder sind heute noch im Bergbau beschäftigt.

Eigene Veröffentlichungen: „Auf allen Straßen“ (Industriedichtung, 1964), „Neue Industriedichtung“ (1965), „Steckkarten“ (Texte für Betriebsarbeiter, 1971).

In mehr als dreißig Anthologien bin ich mit vielen Gedicht- und Prosatexten vertreten (zum Beispiel in der Mehrzahl der im ersten Teil dieses Aufsatzes genannten Anthologien). Ich schrieb viele Aufsätze und Essays über die Arbeiterdichtung; auch bin ich Mitverfasser der Szenenfolge „Der Aufbruch 1889“, die anlässlich der 80-Jahr-Feier der IGBE vom Westfälischen Landestheater am 15. November 1969 in der Dortmunder Westfalenhalle vor mehr als 10 000 Bergleuten und in Anwesenheit des Bundespräsidenten aufgeführt wurde.

Mitherausgeber bin ich bei der zum gleichen Anlaß erschienenen Anthologie von Bergmannsgedichten „Schichtenzettel“ (1969) und bei dem Ende 1971 erschienenen Band „Für eine andere Deutschstunde“ mit Texten von rund fünfzig Autoren zur Arbeitswelt-Thematik.

Seit fünf Jahren leite ich die bei der Volkshochschule Gelsenkirchen eingerichtete „Schreibschule“, die jungen Autoren theoretische und praktische Hilfen bei der „Einführung in die Kunst des Schreibens“



▲ Josef Büscher, der Autor dieses Beitrags

(so der Studienplan der Volkshochschule) geben möchte.

Der Kern meines „Engagements“ läßt sich immer noch — wie erstmals 1961 in einem Gespräch mit Walter Köpping ausgesprochen — und in der „Einheit“, Jahrgang 16, Ausgabe 1, nachzulesen — so umreißen: „Ich schreibe, weil ich den Drang habe, mir von der Seele zu schreiben, was mich bewegt. Bedeutung hat dabei das Los meines Vaters, den die Steinstaublunge dahinraffte. Meine Gedichte sollen festhalten, wie es im Bergbau, in der Industrie und in den Städten des Industriereviere aussieht. Sie sollen aufrütteln und anklagen, wo es notwendig ist. Sie sollen Hintergründe offenbar machen.“

Ich arbeite und strebe für eine Renaissance der Dichtung werktätiger Menschen. Ich habe noch viele Pläne.“

ANMERKUNGEN

1. Vgl. Sie schreiben heute — Neue Industriedichtung XIV — Hans Niekrawietz. In: „einheit“, Jg. 16, 1963, H. 14.
2. Ebd., XI — Bruno Gluchowski, H. 11.
3. Vollmer, W.: An Ruhr und Niederrhein. In: Kristall. Ein Buch für den Bergmann, Essen 1952, S. 11.
4. Hüser, F.: Vorwort im „Almanach der Gruppe 61 und ihrer Gäste“, Neuwied/Berlin 1966, S. 18.
5. Ebd., S. 347 f.
6. „Der Spiegel“, 1971, Nr. 20, S. 172.
7. Ebd., S. 170.
8. In: „Süddeutsche Zeitung“, Nr. 222, 14./15. September 1968.
9. Vgl. „Der Spiegel“, 1970, Nr. 10, S. 167.
10. Ebd.